



karem Aufzuge, mit allerhand den Zigeunern eigentümlichen, höchst fatalen Angewohnheiten besetzt, nicht ohne Gottesfurcht, gemüßigt aber voll großer Menschenfurcht, die Wägen verstümmelt, man könnte beinahe sagen: unterzogen in hundert Manieren, die den anderen Völkern als unwürdig erscheinen, so sind die wandernde Zigeuner Siebenbürgens; die Anhängen sind wenigstens noch schämlicher, sie sind entschieden unglücklicher gesinnt als ihre Stammesgenossen, sie sind auch manche internationale Gesellen darunter und sozialdemokratisch angebaute vaterlandslose Kritiker, die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute sich angeeignet haben. Ihre moralischen Eigenschaften zeigen eine fonderbare Mischung von Eitelkeit und Gemeinheit, Zererei, Ernst und wirtdlicher Leichtfertigkeit, fast einen gänzlichen Mangel männlichen Urtheils und Verstandes, welcher mit dummloser List und Verschlagenheit, den gewöhnlichen Weisagen gemeiner Unwissenheit, begleitet ist; dabei zeigen sie noch eine entwürdigende Kriecherei in Thun und Wesen, darauf berechnet, andere durch List zu übervertreiben; sie haben nicht die geringste Rücksicht auf Wahrheit und behaupten oder lügen mit einer nie erröthenden Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel ist ihre einzige Zurückföchtigung. Zu ihren Geföhlen sind sie sinnlich, grausam, weniger rachsüchtig. So sind die transilvanischen Zigeuner; — was Wunder, daß die andern Nationen Siebenbürgens den Zigeunern gegenüber mit ihrem Unbehagen in vollen moralischen Mächtig sind. Und doch verdienen die transilvanischen Zigeuner mehr Interesse! Giebt es doch im ganzen Bereiche des Menschlichen nichts, was unsere Aehnlichkeit und Föhrung zu erregte, als das Persönliche, d. h. als die bedeutende Persönlichkeit, und jede Persönlichkeit ist bedeutend, welche durch irgendwelche individuelle Tüchtigkeit über das Durchschnittsmäßig der gewöhnlichen Thaten, sozusagen individualitätslos Individuen in welcher Beziehung immer empordringt. Denn viel allein, noch aus Indien, der Urheimath der Zigeuner, herkommenden Glaubens lebt noch in diesem Wandervolke fort, theils unter alten, nur wenig modifizirten Namen der Göttern, theils mit neuen des Christenthums vermischt, wozu noch viele Namen und Bedeutungen, Sagen und mühselige Gebährde kommen, deren Herkunft und Alter die vergleichende Mythologie erst noch zu bestimmen hat. So verhält es sich ja mit allen Völkern, deren Vorzeit durch Einflüsse und Ausflüsse fremder Stämme und Religionen halb verflüchtigt wurde.

Ich will nun in künftigen Strichen die Anschauungen, das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche, überhaupt das Volkleben der transilvanischen Zigeuner schildern, dieses weisere Lesers, trotz seinen Föhleren und moralischen Gebrechen im allgemeinen doch gutmüthigen, sehr romantischen Volkstheils, welches sich in Ungarn und Siebenbürgen eine Art Bürgerrecht erworben hat.

Das Volk, das seit dem Jahre 1415 Siebenbürgen durchzieht, rüßelos von Ort zu Ort wandert, von Bürger und Bauer sich in unmenlichlicher Weise behandelnd, das Volk der Zigeuner besitzt in seinen Gebräuchen und Sitten, in seinen Tugenden, Sagen und Märchen einen großen Schatz gesunder,

urwüchziger Poesie, die man den gegen Wind und Wetter scheinbar gleichgültigen, zerlummet und schmutzigen Gesellen auf den ersten Blick kaum zurechnet; — denn in genialer Weltunbekümmertheit nur sich selbst auslebend oder vielmehr, die Welt ganz nur gehend, wie sie die durch den Brennpunkt ihres Gemüthes hindurchgehenden, finden nur alles das in Volksleben der transilvanischen Zigeuner vor, was wir überhaupt Poesie nennen können. Doch Poesie und Gend gehen auch hier Hand in Hand, sind gar trenne Brüderkinder. Gend und Poesie — bei den Zigeunern ist beides und in reicher Fülle, namentlich bei den transilvanischen Zeltzigeunern. Kaum deken die Lampen noch die Wärme seines Lebens, seine demüthige Bitte um Arbeit und Brot an der Schwelle des reichen Hofbesizers verächt, daß er schon einen tiefen Zug aus dem Reich des Lebens gethan und den Nacken beugen gelernt hat; singt er doch selbst:

Was denn And'res kann ich thun!  
 Weile, ohne je zu ruh'n;  
 Schwer erwerb' ich mir das Brod,  
 Leib' dabei oft bitter Noth;  
 Ja, die Welt sich wundern kann,  
 Wie mag ich wohl, armer Mann,  
 Still ertragen so viel Noth!  
 Und nie inden mir den Tod!

Und doch schläft eine reiche Poesie im Herzen dieses verwüdeten Gesellen, die gleich einem Dornroschen auf den Prinzen wartet, um zum Anbruch zu kommen. Er selbst vergleicht sein postives Leben mit dem der Weise.

Immer lustig singt die Weise,  
 Singt stets eine lustige Weise;  
 Braut' auch fast der Wind durch's Reich,  
 Dennoch singt sie noch ihr Lied!  
 Dem Zigeuner ist sie gleich,  
 Reicht um ihm in einem Reich;  
 Schläft am Wege, ist und springt  
 Und dabei stets lustig singt.

Schon im Jahre 1415 gessen sie in Siebenbürgen manche Vorrechte und erhielten seit der Zeit von den siebenbürgischen Fürsten besondere Privilegien; kein Wunder also, daß sich dieselben hier bis auf den heutigen Tag in Sitten und Gebräuchen am unverfälschtesten aufrecht erhalten haben. Die Zigeuner in Siebenbürgen theilen sich in zwei Hauptstämme: 1. die Körtövar oder Zeltzigeuner, und 2. die Gletöschöere (Spracharme) oder anhängen Zigeuner. In Siebenbürgen nennt der gemeine Mann die Zigeuner ungarisch Pharao nepes (Pharaos Volk), purde (nackt) und cigány; Körtövar nennt der Sachse die Zeltzigeuner; der Rumäne heißt sie cigány; sie selbst legen sich den Namen Rom (Rente, Volk) bei. Die Sprache der transilvanischen Zigeuner zerfällt in drei Dialekte, welche sich schon durch die aufgenommenen Fremdwörter von einander unterscheiden: 1. der ungarisch-zigeunerische, 2. der walachisch-zigeunerische und 3. der am wenigsten vertretene sächsisch-zigeunerische Dialekt. Der reinste Dialekt sämmtlicher Zigeunermundarten der Welt — soweit ich dieselben kenne — ist der ungarisch-zigeunerische, welchen die unter Ungarn leben-

den Männern in der Höll' höchlich langweilig wird. Eine Weisheit hält ja seiner aus."

"St auch ich," verriet der Joachim, "ist eine Straß' Gottes. Wie der Adam erschaffen ist gewesen, hätte er zur schändlichen Rankenwage sollen ein Vatermörder sein. Und hat der Schlingel kein's gekonnt. So, lag der Herrgott: Du willst der Stammvater der Menschen sein und kommst nicht einmal ein Vatermörder beten. Es geht Dir zu gut. Die Noth lehr beten. Wart, ich will Dir helfen. Weg' Dich nieder!" — Der Adam legt sich nieder vor Gottesvaters Füße und schläft ein. Wie er munter wird, ist das Weisheitsbild da. "Reht auf einmal beten, er's können, das Vatermörder, bis zu dem 'Gott' aus von dem Uebel, Amen."

Das alles wird mit größter Anbe und Ernstföhrigkeit vorgebracht, bis die Märci fragt, ob sie die gottlosen Wäuler nicht mit Wäch und Käse austreiben solle?

"Wäre ein gutes Mittel," meint der Kamerad.

Die Jüngeren haben sich bislang im Hintergrund gehalten. Um sie hervorzuheben, sagt die Märci: "Was müssen denn Die-selbigen dort angestellt haben, weil sie sich nicht herzutragen aus dem Wäntel?"

Der Fortjunge Heinrich sibt dort, der sagt nicht viel, schummelt ein wenig und schmaucht sein Weisel. Wer ihn recht besieht — und die Märci besieht ihn recht — das ist ein Kerl, den sich der Herrgott selber zum Wäntel nehmen kann, wenn er irgendwo auf der Welt schöne Leute erschaffen will. Daß er etwas schweige-

iam ist, das macht nichts, es plaudert schon sein schwarzes feuriges Auge, und solche Weltprache ist den Weibern auch weitens die verständlichste.

"Gewissen erwidern will er, der Heinrich," meint der Joachim, "er will ja recht die Jägerin lernen."

Al, bei diesem Freudenstich' ich dabei sein!" ruit die Märci aus.

"Bei welchem Freudenstich'?" fragt nun der Heinrich.

"Das die Hölern und Fische halten werden, wenn Du Jäger wirst!"

"Der Heinrich mag niemanden umbringen," sagt der Kamerad.

"Im Gegenstich," hebt der Joachim dazu.

Der Heinrich nimmt seine Worte aus dem Munde, pflanzt mit der Spitze verweihen noch das Schürzenbänderchen auf nach rechts und nach links, dann läßt er das Weisheit los:

Ein a Jäger, a frischer,  
 Du woch nur zwen Stünd:  
 Von Dürnd bist Jentier  
 Und hau Gamel im Wäntel."

"Singen kann ich auch," sagt die Märci, und hebt an.

"Et a Jager, a frischer,  
 Gar fed is lei Blut,  
 Hat Kwaich für vieri,  
 Wen eshm neamand nix thuat."

bestigt, daß ihre Hülsen bei der Reife sofort aufspringen und die Samen auf dem Acker zerstreuen; damit aber noch nicht genug, haben dieselben die Eigenthümlichkeit, daß sie erst nach Jahr und Tag keimen. Daber kommt es oft, daß erst mehrere Jahre nachher insolge eines kalten Frühjahrs Regen oder Weizen ganz unproduktiv von der Jitterlinie massenhaft umkippen und zu Boden gerissen werden. Nun ist aber gerade die Eigenthümlichkeit derselben, lange Zeit unkeimend auf der Erde zu liegen, für die Taube von großem Werthe, denn die ausgefallenen Getreidekörner fangen gewöhnlich schon nach dem ersten Regen an zu keimen und gehen dann in Verwesung über; allenfalls bleibt von dem ausgefallenen Hafer, der zuletzt reift, etwas für den Winter unkeimend liegen, da die Temperatur immer niedriger wird. Anders ist es mit Samen von Ervum hirsutum; er keimt niemals; so lange er dem Licht ausgesetzt ist; man findet ihn deshalb noch vollständig unverändert in den Ackerfeldern, auf denen im Vorjahr Regen stand; auch wenn Kartoffeln oder Rüben nach der Winterfrucht folgen, findet man beim Bedecken der erdernen die Körner der Jitterweide noch unverändert wieder.

Auf diese Weise haben die Tauben in der Zeit des hohen Taubenfluges, d. h. in der Zeit vom Aufsteigen der Frühjahrsaat bis zur Ernte, an den Vogelweiden ein vollkommenes und reichliches Futter, von dem oft nach einem kalten Jahre sich in jeder Hecken Vertiefung 6—10 Körner unversehrt entdecken lassen. Schnell beobachtet, daß keine Tauben im Monat August die abgerenteten Weizenfelder verschmähten und mit Vorliebe die Roggenähren aufsuchten, ein Jahr später, wo Klee auf denselben Felde stand, besuchten die Tauben ausschließlich täglich dasselbe und folgten der Senie, womit das löbliche Grünfutter für die Kühe geschnitten wurde, mit solcher Beharrlichkeit, daß die Bauer sich die Köpfe darüber zerbrachen, was die Tauben da wohl zu suchen hätten.

Farner Snell begnügt sich jedoch mit diesen summarischen Beobachtungen nicht, sondern bemühte sich, dieselben noch näher in Zahlen zu präzisieren. Zu dem Ende konstatirte er ein ganzes Jahr hindurch täglich die Nahrung seines Taubenbestandes von etwa 40 Stüd; er beobachtete entweder genau, wofin dieselben flogen, oder er schätzte von Zeit zu Zeit eine Taube und unterzögte sorgfältig den Inhalt des Kropfes. Nur diese Weise fand er, daß sich seine Tauben vom 24. Nov. bis 17. Dez. ferner vom 19. Dez. bis 14. Jan., also 48 Tage lang, und vom 1. Juli bis 1. August, also 32 Tage, zusammen 80 Tage, ausschließlich von Vogelweiden ernährten; zur Hälfte von denselben näherten sich die Tauben etwa 180 Tage lang, wobei die andere Hälfte aus Getreidekörnern und anderem Unkraut samen bestand. Während der übrigen Zeit — 177 Tage — wurden die Tauben theils zubaufe gefüttert, theils lesten sie von ausgefallenem Getreide, dem jedoch stets Unkraut samen beigemischt waren. Unter diesen befinden sich solche, welche dem Landwirth oft noch viel schädlicher sind als die Vogelweide, nämlich Weizen und wilder Senf. Den ersteren nehmen sie nur bei großem Hunger, den wilden Senf aber freffen sie massenhaft. Dazu kommen nun noch die Samen der Ampelarten, der Kornblume, der Ackerrute, der Weidenrinde und einiger anderer; ferner verzehren sie die kleinen Mielchen der Gagea arvensis und Allium oleraceum ferner auch die kleine nackte Gartenschnecke, die Kammern von Noctua segetum, verschiedene Wäben und sonstige Gethier.

Wie massenhaft ist die Vogelweidenraupen auf den Feldern liegen und von den Tauben dann auch verzehrt werden, bewies Snell durch das Zählen der Körner in den Kropfen der geschlachteten Tauben. So fand er in dem Kropfe einer am 16. Juli gegen Abend geschlachteten jungen Taube nicht weniger als 3882 Samen. Nimmt man an, daß etwa halb so viel Futter vom Wozgen an bereits in den Wägen übergegangen war, so erhöht sich die Zahl auf 5373, halb so viel beträgt aber wohl jede alte Taube für sich im Kropfe, jedoch zur Heutzzeit eine einzige Taube täglich über 8000 Vogelweiden samen verzehrt und nach obigen Angaben also in 188 Tagen etwa 800,000 Samenkörner an Keimen und am weiteren Entwickeln verhindert. Nimmt man nur 500,000, so kommen auf einen Flug von 20 Paar Tauben im Jahr auch 20 Millionen dieses lästigen Unkrautes, über welches jener Farner im Hannover'schen einmal's seinen Zehntpflichtigen eine Strafpredigt zu halten sich genöthigt sah, welche er mit folgendem Verse einleitete:

Trespen, Wäben, Vogelweiden,  
 Holt Ihr nicht als Reimen schiden!  
 Gottes Wort ich lehre rein,  
 So soll auch mein Brotkörn sein!

Farner Snell kommt nun zu dem Schluß, daß, da außer etwa den Feldbüßeln und Wächeln andere Vögel den Samen der Vogelweide verschmähen, die Tauben zu den nützlichsten Vögeln zu zählen seien; selbst wenn sie in den Kulturpflanzen zu gewissen Zeiten einigen Schaden verursachen, so sei derselbe doch von dem Nutzen, welchen sie stiften, vielmal überwogen.

So beobachtete Snell ferner, daß Gerste, Weizen und Weizen gerade auf solchen Feldern am schönsten standen, welche von den Tauben das ganze Jahr hindurch und besonders nach der Ausfaat besudt wurden; die Landleute, welche Snell darauf aufmerksam machte, konnten die Thatfache nicht leugnen, wollten aber der Erklärung Snell's nicht so ohne weiteres zustimmen. Der letztere führte den besten Stand der genannten Früchte auf den Umstand zurück, daß die Tauben neben dem Unkraut samen auch die unbedeckten gebliebenen Saalkörner verzehrten; dieselben wären doch nur verpöht aufzugehen, kümmerlich gewachsen und hätten den andern Pflanzen Licht und Boden-nahrung in der Zeit ihrer wenn auch dürftigen Entwicklung fortgenommen. Heutzutage liegt die Sache insofern anders, als durch die immer mehr sich verbreitende Reiben- oder Drillsaat die Körner sofort mit Erde bedekt werden. Dies befähigt ein Gethier namens Timmler in Händeln bei Gerweide direkt, indem er zum Vobe der Drillsmaschine sagt, daß ihm früher die wilden Tauben die beim Umgehen oben gebliebenen Reiben weggefressen hätten, daß ihm aber nach Benützung der Drillsmaschine dies nicht wieder vorgekommen sei.

Die höchst interessanten Beobachtungen Snell's werden bestätigt durch andere Beobachter, wie Jörn in Pappenheim (Hannern), Bessert und de Witte in Frankreich, Bonizzi in Italien. Ferner äußert sich ein Berufsgenosse Snell's, der Farner Thonemann, in einem Berichte an die ital. Regierung zu Neapel, im Jahre 1853 ganz ähnlich und spricht sich gegen das Empfinden der Tauben zur Saatzeit ganz entschieden aus, empfiehlt dagegen, den Hafer während dieser Zeit frei zu geben. Auch die bekanntlich vorerwähnte sächsischen Landwirth, bei denen der Kleinbau vorherrschend ist, schätzen und kochen die Tauben, weil sie das Unkraut vertilgen helfen; sie errichten besondere Taubenbäume in den Feldern, um ihrer Nahrung zu erleichtern; andererseits möge man den Umstand in Betracht ziehen, daß selbst bei dem sorgfältigsten Entwehren nicht wenige Felder sowie einzelne Körner auf dem Voben liegen, welche von den Schafen nur zum kleinen Theil verwertet werden können; die Taube aber findet das kleinste Körnchen und verwandelt es in ihr zartes Fleisch, bealimlich ein Labial für Gekunde und Kranke.

**Stiftiger Honig.**

Wie leicht der Genuß ausländischen Honigs höchst schädlich für die Gesundheit werden kann, haben die neuesten Untersuchungen eines P' Threlv in London gezeigt. Dieser hat aus 2 Sorten von Traupens das nactische Krizid, welches in einer Dosis von 1/4 g Rannchen schon tödtete, abgetheilt. Die Ursache der Stöhrigkeit des Honigs ist von ihm festgestellt und als die Ursache der Stöhrigkeit von Plüthenhand und Wollen sehr kühnigen von Azalea pontica und anderen Rhododendronarten durch Biene bestimmt worden. Höchst merkwürdig ist, daß der alte Schriftsteller Xenophon (Ab. IV, c. 8) die Wirkung eines theinartigen giftigen Honigs aus Traupens beschreibt: die Soldaten, die nur wenig davon gessen, wurden trunken i. v. Auch Plinius, Aristoteles, Strabo, Dioscorides erzählten dazurück. Im neuerer Zeit wurden diese Angaben bestätigt, so 1704 von Tournefort, der über diesen Honig aus der Gegend der genannten Stadt spricht. 1796 stellte ein Forster zuerst die Annahme auf, daß letzterer wohl von Azalea pontica stamme, wie 1842 Hamilton. Auber dielem auf giftigstem Boden gezüchteten Honig, sind jetzt verensliche male Versuchsversöhnungen nach dem Genuße von amerikanischen beobachtet und kommt dieser nach Barton von den Pflanzen Kalmia, dieleicht aber auch von Andromeda, Rhododendron, Azalea oder Datara.





sich mit ihren Wurzeln an Felsen an und läßt ihre langen Blätter wie die Weide ins Wasser hängen. Andere Tange wachsen fächer aus dem Boden empor und lassen ihre 300 Fuß langen Zweige an der Oberfläche des Meeres dahinschweifen. Die baumartige d'Urvillea bei den Falklandsinseln wird 12 bis 14 Fuß lang und die laminiaria digitata Pelagons hat gefingerte Wurzeln, einen dicken hohen Stamm und eine palmartige braune Laubkrone, wogegen die porphyrea purpurea purpurrothe Farbe hat.

Außer diesen Tangen wachsen im Meere noch Meerlattiche mit gekrümmten, purpurrothen Blättern, klumpige, fanggroße durchlöcherete Seehschwämme, quatriformig verzweigte Höfrenalgen mit rotgefärbten Bläschen voll beweglicher Fäden etc.

Diese Pflanzen bilden die unterirdischen Waldungen, indem sie in buntem Gemisch und mannichfacher Verflechtung durcheinander wachsen, ihre Zweige verjähren, hier Lauben und Gänge, dort unentwirrbare Dickschicht bilden, hier freies Wiesenfeld offen lassen, wo kleinere Meer-Pflanzen die rosenrote Natendede bilden. Da seltener und bligen die bunten Farben der verschiedenen Arten durcheinander, die bei jeden Wellenschlage und der dadurch veränderten Ausbreitung in anderen Farben spielen. „Ueppig mit tausend mannichfachen Gestalten, theils den Boden sich aufschmiegen, theils mit traufen Laubbüscheln emporgarren, theils lang hingestreckt mit wallenden Wobeln der Bewegung des Wassers folgend, theils die Tange in hellem und dunklem Grün, in prachtvollstem Roth und Gelb glänzend im Widerschein des Lichtes. Millionen von See- thieren der verschiedensten Art nähren sich von diesen Pflanzenmassen, welche mit großer Raschheit wachsen und vergehen.“ Und durch dieses traumhafte Farbenpiel ruben buntfarbige Muscheln und schillernde Fischchen; langsam an den Steingeln kriechen weinende Schnecken, an den Büumen nagen die 20 Fuß langen, grauhaarigen Wallrosse, stark durch mächtige Hafensäbne, an ihnen nährt sich der riesige Dugong, die Strene der Fabel, der eben so lange, plumpe Manati, das noch längere Wortentier mit seiner rutilanten Haut, die wie Eichenrinde aussieht, der wandernde, 30 Fuß lange Haihäut, der dichtbehaarte Seehund und die schwerfällige Schildkröte. Siehe, wie diese Meeresflöhe des Meeres einander von den besten Weidenplätzen verzagen, wie der Seehund schlüpfen muß, wenn das Wallroß nahe, wie betrig das Wortentier an den Zweigen reißt, daß die angeklammerten Schnecken klappernd

herabfallen! Eben weiden die Heerden in besaglicher Ruhe in der dümmrigen Kühle des Meerbodens, da schleicht ein hungriger Hai heran; seine glühenden Augen leuchten im gelben Glanz der Entenungen und lassen ihre Bente. Bald bemerkt ihn der Seehund und stürzt sich in das dickste Weidfeld des Tangwaldes. Im Nu verändert sich die Scene. Die Muschel fliehet ihr Gehäuse zu und stürzt sich in die Tiefe, die Schildkröte kriecht unter ihr Hornbad und läßt sich rasch zu Boden sinken, die kühnlichen Fischchen verjähren unter den Zweigen der macrocystis, die Krebs löscheln unter deren Wurzeln, das junge Wallroß aber wendet um, dem gefährlichen Feinde die schärften Stoßzähne entgegenzusetzen. Der Hai sucht ihm die weiche Seite abzugewinnen. Der Kampf beginnt, er zieht sich hinein in den Tangwald, in dessen Zweigen die Kämpfer sich hier und dort mit ihren Klauen verwickeln, bis es dem gewandteren Hai gelingt, dem Gegner die Seite zu zerreißen, worauf dieser voll Leidenschaft Stellung durch die Klucht in den Wald sucht, sich hier sehtrennt und von dem Sieger verzehrt wird.

Zu diesen Tangwaldungen müssen wir die Blümengrün der Korallengewächse fügen. Wenn in die buntfarbige, vielfach gestaltete Kalkskele der Muschel sich ein weiches Thierleben einschließt, so daß das Knochengewebe ansehnlich desselben ist und der Leib sich mehr oder minder von ihm losmachen kann, so sind die Korallengewächse das blümenartige dem Kalkstein entprossene Sinnenleben des Thieres. Aus dem feinsten Baum sprüht der empfindende Sargum des Polypen, nährt sich, pflanzt sich fort, verleiht, indem er sein Wohnhaus zum Steingrab macht, über welchem aufwachsende Geschlechter ihre neuen Steingebäude aufbauen.

So wächst der vielgestaltige, ästige Korallenbaum, und wo die Gewächse der Dornwelt Blätter und Blüten tragen, da leimt aus dem Stein ein lebendes, empfindendes Thier in bunter Blumen gestalt und phosphorischen Glanze. Ist es doch, als ob das alte Meer, träumend von dem farbenprangenden Blumenleben der sonnigen Dornwelt, aus seinen Steinen jene Gewächse habe nachahmen oder in den Gesteinen der Meeresstiefe das Thier- und Pflanzenleben im voraus ahnend habe darstellen wollen. Wie ein Traum erwacht der thierische Polyp im Stein und wie ein Traum erjarrt er wieder zu Stein.

(Schluß folgt.)

### Tand- und Hauswirthschaft.

#### Ist die Hausstaube für den Landwirth nützlich oder schädlich?

Diese Frage hat in jüngster Zeit eine Anzahl landwirthschaftlicher Vereine mehr oder weniger lebhaft beschäftigt und ohne Zweifel werden die Fachschriften bald eine Zusammenstellung der bezüglichen Ansichten bringen. Indessen dürfte es manchem unserer Leser angenehm sein, schon jetzt einige der bei den Besprechungen mitgetheilten Erfahrungen zu vernehmen. Daß die Wömer die Tauben als Gefährlichen sehr hoch schätzen, ist bekannt; sie hatten eigene Häuser, in denen die Ringeltauben, Tureltauben und Hausstauben mit besonderer Sorgfalt, man kann sagen, mit Hassiment gemästet wurden; oft hielt man bis zu 5000 Stück in solchem Hause, wo sie von besonders ausgebildeten Wärtern mit Futter und Wasser stets reichlich versorgt wurden. In der Geschichte Deutschlands finden wir die Tauben zuerst von Karl dem Großen erwähnt. Dieser praktische Landwirth empfahl in seinen sehr durchdachten Berechnungen an seine Antheile, darauf zu sehen, daß das Weidfeld durch allerhand schönes Geflügel, darunter auch Tauben, belebt sei; den Schafen, welchen sie im Felde anrichten, scheint Karl der Große also wohl nicht sehr hoch geschätzt zu haben. Im Mittelalter hielt man die Tauben vornehmlich in den Klöstern, von denen jedoch wiederum eine Vervollkommnung des Ackerbaues ausging. Später wurde das Recht, Tauben zu halten, freigegeben; die Tauben konnten jedoch anderwärts von benutzigen geschöpft werden, der sie auf seinen Feldern antrat. Im 15. und 16. Jahrhundert entstanden jedoch andere Verordnungen, welche das Taubenhalten sehr einschränkten. So heißt es in einer sächsischen Verordnung von 1589 wörtlich:

„Dieweil ein großer Mißbrauch bemerkt, indem die Kerionen, welche wenig oder gar nicht ansitzen, viel Tauben halten und damit ihre Nachbarn an ihrem Acker zu hindern, so wollen wir, daß hinfürden auf eine gute Landes nicht mehr denn 8 Paar Tauben gehalten werden sollen; welche aber keine halbe gute Landes im Felde haben, denen sollen Tauben zu halten nicht verstatet werden, bei Wn eines Wälders Vater, welches der Gerichtsbezirk jedes Ortes von den Verordnungen emdingen soll.“

Seit dieser Zeit ist das Thema der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Hausstaube wegen der Fleischlichkeit, welche nur geistert werden, wenn der Wobn und Schnee bedeckt ist, und sonst ihre Nahrung im Felde suchen, wiederholt von den Ornithologen und Landwirthlichen behauptet, aber noch immer nicht zum Abschluß gebracht. Einen sehr werthvollen Beitrag zu dieser Frage lieferte vor etwa 30 Jahren der Herrr Snell in den Hohenstein im Herzogthum Nassau; derselbe hat längere Zeit hindurch die sorgfältigsten Beobachtungen und Untersuchungen über die Nahrung seiner die Felder regelmäßig besuchenden Tauben angestellt, aus denen wir folgendes unserer Leser mittheilen: Die Nahrungsmittel der Hausstaube besteht aus den Samen der wildwachsenden Hülsenfrüchte, welche der Landwirth unter dem Namen „Vogelweiden“ zusammenfaßt und mit Weid zu den unangenehmsten Unkräutern rechnet; nächst diesen „widern“ Weiden ist die Taube eine große Verehrerin der angebauten Weiden, Erbsen und Linen, sowie der Getreidesamen, ferner der Samenfrüchte verschiedener Pflanzen, welche dem Landwirth als Unkraut oft nicht allein die Ernte eines Jahres empfindlich schmälern, sondern durch massenhaften Samenanfall auch die Wiederholung solcher Verluste in sichere Aussicht stellen. Die bei weitem häufigste Art der oben erwähnten „widern Weiden“ ist Ervum hirsutum, die Zitterlinse oder Zitterweide, welche die unangenehme Eigenchaft

den Zeltzigeuner Siebenbürgens reden; die unter Balachen lebenden reden zumeist rumänisch; im Laufe einiger Jahre werden dieselben gänzlich walachisch. Die transsilvanischen Kortorar theilen sich wieder in vier Stämme: die Teila, Kutaya, Ncham und Nchale. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Oberhaupt (Thágár, Vojvoda), dessen Würde von alters her in seiner Familie erblich ist. Sie selbst haben gewisse Abzeichen, z. B. phantastisch gefärbte Mäntel, Lächer oder Becher, die sie gegenwärtig nicht zur allgemeinen Schau tragen, sich aber trotzdem von Vater auf Sohn vererben. Zu selbst hat während eines siebenmonatlichen Aufenthalts unter einer Zeltzigeunertruppe und meiner Wanderschaft mit derselben beim Wohnen einen ansehnlich goldenen, prägnanten Becher gesehen, von dem sich der Besizer um keinen Preis den Becht trauen mochte. Auf diesem Becher waren Hund- und hirschköpfige Thiergestalten und eine Aufschrift, die ich nicht entziffern konnte, eingekavirt. Stirbt ein Wohnwob und hinterläßt er einen oder mehrere Söhne, so versammelt sich der ganze Stamm an einem bestimmten Tag und Orte. Der Bestehende der Stammgenossen hebt nun den jungen Hauptling, den man in Amt und Würden seines Vaters einzusetzen beschloßen, auf seinen Knien und ruft: „Sei du mein Vater und dein Vater sei du!“ (Ac tu do dad, tu dad ac tu!); darauf nimmt ihn jeder Mann des Stammes auf seinen Rücken und ruft gleichfalls die obige Formel. Diesem neuen Hauptling folgt der ganze Stamm dieselbe Beerdigung, wie jenen früherer. Heutzutage übt er die richterliche Gewalt nur insoweit, daß er seine Einwilligung zu Ehebündnissen und Scheidungen giebt und kleinere Zwistigkeiten schlichtet, während er in früheren Zeiten selbst über Leben und Tod seiner Stammangehörigen verurtheilte konnte. Heutzutage ist seine Macht und Gewalt sehr gestunken, wozu auch der Umstand beiträgt, daß die transsilvanischen Kortorar an feinem Orte länger als eine Woche weilen und getrennt, gewöhnlich in 10 bis 30 Familien, reisen, die in kleinen Zelten und Höhlen ihr Obdach suchen. Sonder Schmezer, jener Dpfer, sonder Heimlich verlassen sie nach Verlauf einiger Tage die bisherigen Siedelungen, packen Weiber, Kinder und den geringen Hausrath, die leichten Zelte auf den Wagen, wozu auch in Ermangelung eines solchen auf einen milden, alten Kleyper und suchen sich neue Sitze in der Richtung, welche die Nothwendigkeit des Broterwerbs ihnen aufzuweisen. Doch bevor sie die Wohnsitze verlassen, reiten die Männer einmal im Kreise um dieselben, dem das Umreiten solcher Stätten bewahrt — ihrem Glauben gemäß — Ross und Reiter vor Schaden. Nur unter diesen Kortorar trifft man den ursprünglichen zigeunerischen Typus an, welcher sich unter den anstößigen Zigeunern nur sporadisch findet. Man begegnet unter den Kortorar nicht selten geradezu Idealformen zigeunerischer Schönheit. Es ist eine Art idealerer Schönheit in diesen Zeiten und zugleich ein Gegenstand der Bewunderung und der Körperproportionen, das uns nicht selten übertrifft. Weder an Luxus noch an Bequemlichkeit gewöhnt, kennt der Kortorar keine Hülfen und Wägen. Er vermag eine lange Zeit zu hungern und zu dursten und nimmt mit der einfachsten, schlechtesten Nahrung, Hausung und Bettung

vorlieb, ohne dem Schicksal zu großen, das ihn hierzu verdammt hat. Nur zuweilen berührt er im Riede sein hartes Loos und wünscht sich den Tod herbei.

Sieg! geht im Schatten hier  
Und mein Herz bricht mir schier;  
Kollert ist mir der Stein,  
Drauf ich schlaf' hungrig ein;  
Sinnel hoch, deckt mich zu,  
Heut beschlief' meine Ruh!  
Glaub und tiefen Schmerz  
Gibt nur mein armes Herz!  
Gute, Gott, meine Noth,  
Send' mir den sanften Tod!

Als Schmiede, Siebmacher, Verfertiger hölzerner Kessel, als Musikanten und Wagnier durchstreichen sie das Land. Ihre mechanischen Künfte haben nichts Charakteristisches als die einer besondern Familie; nichts, was nicht jede Klasse von Menschen mehr oder weniger besitzt. Manche Familien treiben auch Schweinehandel und besitzen 200 bis 300 Schweine. Der Besitz einer zopfreichen Schweineherde gilt für den größten Reichthum und ist der höchste Wunsch des Zigeuners. Ein Volkstied der transsilvanischen Zigeuner lautet:

Mädchen wünscht ich Wänder, lauten;  
Krahe wünscht sich bunte Gänze;  
Weib wünscht Kinder, dich, ganz kleine,  
Mann wünscht sich — recht viele Schweine!

Charakteristisch genug für die Anschauungsweise, ja für den ganzen Lebenslauf des Kortorars.  
Zwischen Schweinen und Hunden empfangen und geboren, ist er schon bei seinem Eintritte ins Leben auf „Mist und Stroß“ geteilt. Mit gewissem Stolz denkt er dieses Umstandes, wenn er singt:

Mist und Stroß die Stätte war,  
Wo die Mutter mich gebar;  
Deshalb lag es jedermann:  
„Der“ ich nimmer werden kann!  
D, das stört nicht meine Ruh!  
Wär' ein Herr ich! doch wozu?  
Wenn ich kein Zigeuner wäre,  
Gätt' mein Weibchen nicht dann lieb?  
Guten Erben liebt sie nicht,  
Wenn er ihr auch Gold verpricht!  
Weib' ihr Liebster d'rum allezeit  
Und ich leb' in Herrlichkeit!

oder:

Als die Mutter mich geboren,  
Daß ich niemand an mich gehören;  
In dem Erbs bin ich gelegen,  
Und getauft hat mich der Negel.

Doch gewöhnlich erlirbt der junge Weltbürger in einem Zelte oder in einer Höhle das Lebenslicht. Beim Eintritte der Bedürfnissen zieht sich die Zigeunerin in das Zelt zurück, wofelbst alle Knoten an ihren Kleidern und in ihrer nächsten Umgebung gelöst werden. Hat die Geburt einer schweren Lauf, so wird die Art oder der Hammer des Ehegatten zerlegt, d. h. der Zelt herausgeschlagen, um dadurch die Geburt zu er-

Nun packt der alte Joachim aus:  
„Was ist auf Aumerberg Kirchn geß,  
Leg ich mein bestn Rod on;  
Was ist das Trindl in da Kirchn seß  
Schau ich soon Feilgen mit on.“  
Dem entgegen die Threiel:  
„Jan, Vva, Du liabst mich,  
Wanft mich liobst, kriagst mich,  
Wanft mich tren liobst,  
Konft mich hobn — wanft mich kriagst.“  
Nükt sich jetzt der Kamerad des Joachim gegen die Threiel und trallert ganz fein:  
„An Deiner Untn laß mich seß,  
An Deiner Untn sig ich gern,  
Wen mir fill handts sign,  
Konft mei Herzl kloppn hern.“  
Drauf sie:  
„Du bist host a so a Wäbel,  
Wist a so und bit a so,  
Du bleibst mit bei am Dirndl,  
Host ollaweil Deim zwo?“  
„Da weiß ich noch ein Schöneres für den!“ sagt die Marei und singt:

Du bist so schön so recht,  
Dir will fa Treut mit gefolln. —  
Wanft a Schöni wilst hobn,  
So loß Du omni moln!  
Neblich geß's fort. Wie aber alles ein Ende hat, so auch der Sonntag Nachmittag auf der Alm. Der alte Joachim ist so lange gelesien ar der Wand, daß ihm die Weine ganz starr sind, wie er nun aufsteht.  
„Recht wünsch' ich Euch eine gute Nacht, Weibseln!“ sagt er, „ich denk', die wad' Euch recht sein.“  
„Dann trüet er mit den andern davon. Ob alle schon gehen? Verbürgen kann ich's nicht. Demrich, der Schalk, muß die Marei sicherlich noch ein wenig nedeu. Ein Wilmwägenhüchler steht er in den Hals — ist aber eine junge Brennelei dabei. Sie kommt ihm über die Weite und thut heimlich geheißt Dorstener hinein, lodaß er auf einmal etwel Behrweid schmeckt. Dann riecht sie ihm die abgemauerte Feder vom Hut und steckt eine feuche deut — und schlieflich — ach Gott, ich verplaudere die Zeit.  
Nebers Jahr, wenn Ihr anfragen wollet — sie dürften ein Paar sein, und hoffentlich nedeu sie sich dann auch noch. Aber so Gott will, nicht zu spät.“



leichten. Tritt nun das Kind in die Welt ein, so wird die junge Mutter sofort mit dem Stock oder irgend welchem Kleingeldstück ihres Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft gebührt, bedeckt und vor der Geburtshöhle ein Feuer angezündet, um dadurch die bösen Urmen (die bösen Feen) vom Säugling fern zu halten, dem sie besonders sehr nachstellen und der Mutter rauben, um ihn in einen Vampyr zu verwandeln. Das Feuer wird daher vor dem Kinde ununterbrochen bis zur Taufe unterhalten. Sobald die Mutter das Krankenlager verlassen kann, wird der junge Kortorax getauft und gewöhnlich in den Schoß der griechisch-orientalischen Kirche aufgenommen. Bei der Benennung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einem Bekannten geträumt und das Kind wird nach diesen benannt. Können sich aber die Eltern bei der Benennung des Kindes nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während der Heilste des Stammes aus einem Gefäße Wasser auströpfeln läßt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde. Stirbt aber das Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird sein Grab, ehe man die Leiche versenkt, mit Muttermilch begossen, damit dieselbe bald in den Brüsten verrotte und dem Weibe keine Schäden verursache. Gut ist es auch, den Grabhügel ungetaufter Kinder mit Regenwasser, das man von der Dachtraufe einer Kirche sammelt, zu begießen.

Der junge Kortorax, bei dessen Taufe eine reiche Bäuerin es sich als ein frommes Verdienst, ja fast als eine Ehre anrechnet, als Pathin zu figuriren, ist nun der ausgemachte Liebling seiner Mutter, das Heißhäkchen der ganzen Familie. Ueberzärtelt ist sie ihm, ja fast väterliche Liebe, womit die Mutter und Kinder bis ins späteste Alter hinein aneinander hängen.

Seit im Grab mein Mütterchen ruht,  
Ist so trüb' mir, so traurig zu Mut;  
Hab' an der Welt ja keinen Schatz,  
Denn ist das Grab für mich der beste Platz.

So singt der Kortorax, oder:  
Hier auf Erden weit und breit  
Gib' ich überall nur Leid,  
— Ehemal und Lieb muß stets ich haben,  
Seit ich Mütterchen begraben.  
Schmudlos, einfach war der Satz,  
Der mein Viehlein in sich hat;  
Blumen konnt' ich ihr nur geben,  
Für, die mir geschenkt das Leben! . . .  
Schöner Sommer schwand dahin,  
Gruß die Mutter ich' ich zieh'n,  
Gut fühl' ich den Negenschmerz  
Und mein Herz, ach! ist voll Trauer!

„Mein Blümchen“ (m're luluvi), „süßes Würmchen“ (gulo kirmoro), „mein Vögelchen“ (m're yakhori) nennt die Mutter verzückt ihr Kind und küßt es leise ein:

Küßlein du, in meinem Bett,  
Du mein Viehlein auf der Welt!  
Mein Blümchen, schla' in Ruh',  
Meines Herzens Herze du!  
Hab' bei dir schon manche Nacht  
Bis an Morgen treu gewacht,  
Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,  
Dich allem hab' stets ich gern!

Während ist fürwahr die Liebe, womit diese Mütter des Glaubens und der Mühsal an ihren Kindern hängen, die schon frühzeitig um geringe Kost und um noch geringeren Lohn arbeiten und beteln müssen, um dann vielleicht, losgetrennt von der Sippe, die Welt zu durchstreifen und schließlich in einen anderen Stamm „hineinzuheiraten.“ Dann singt ihm wehmüthsvoll die Mutter nach:

Am Gehirg' vertritt die Zeit  
Meinem Knaben ohne Leid!  
Doch jetzt gleich er einem Blatt,  
Das der Sturm ergreifen hat!  
Nur die Mutter hört er nicht,  
Singt nur dem, was Viechen spricht.  
Wissen mocht' ich dies allem,  
Nicht er noch sein Mütterlein?

(Fortf. folgt.)

### Unterseeische Landthiere.

Das Meer hat seine Berge und tiefen Thalschluchten, die gefüllt sind von zusammengeschmummten Geröll, von Schiffstrümmern und Menschenleichen. Da liegt, halb von Kalt und Schlamm überzogen, die grünlich schillernde Krone und das tothbare Kissen mit dem Gold von dem bedäunten Rücken der peruanischen Anden neben den leeren Schalen verwester Menschengeschlechter; da mobert der kalte Schmelz des Eerepistins neben dem zerbrochenen Panzer der Schildkröte, oder verfaßt die Harpune friedlich neben dem Wallreißhahn; da haufen in den Hallen indischer Seidenzeuge Tausende von Fischfamilien, während drüber hin die stillen Meeresströmungen ziehen und mit ihren Billionen winziger Gallerttiere, riesige Wallfische und geringe Haie, vor denen her nicht gebränzte Herden angestrichelener Deringe flüchten. Hier schäumt das Meer an felsam gestalteten Klippen hin, dort schliefst es mürrisch über weite weißglänzende Sahara's, und an einem anderen Orte freit es um die Tangwaldungen der Mont-blancs und Monti Rosa's der Tiefe oder schliefst leisen Schrittes über die Spalten meistlicher Abgründe, gleich als fürchte es sich, in diese ewige Nacht hinab zu sinken, von der heraus die unten verschlossenen Wasser, wie die bösen Geister der Tiefe, dämpf haulen und unbemüht wimmern.

Das Meer ist das nie anzufüllende Grab des Lebens, wo Millionen und aber Millionen Thierleichen modern, deren Ueberreste oft zu meilenlangen Wänten aufgeschüßt sind; denn eine Unze abriattischer Weerefand enthält 1000 Ammenspörner, eine Unze Sand des Antillenmeeres 3 1/2 Millionen Infusorienstierleichen, andere unvorstliche Pflanzengellen bilden die Hälfte des Pflauser- und Cispflanzenandes und der Nordsee-Dünen.

Das Meer ist der Schauplatz endlosen Mordens, der wildsten Kämpfe, die Heimath der gierigsten Raubthiere. Im Meer ist ein „Freud- und friedloses Dölein, ein unaußhörliches Jagen und Entfischen, Fassen und Verschlingen“.

Unendlicher Haß wohnt in den kalten, gefühllosen Gemässern, denn durch nie ruhendes Zerßern erhält sich das unendliche Leben der Meereswelt. Da ziehen die Löwen, Tiger und Wölfe der Tiefe, die Krokodile und Riesenschlangen des Oceans tagtäglich auf Raub aus und mordern ganze Geschlechter, da breiten Polypen und Medusen ihre Fangnetze aus nach dem unvorsichtig umhertaumelnden Räderthierchen, da verschlingt der Wallfisch Billionen Quallen auf einen Schluck, da fressen stürzende Adler und Wöden nach dem lustathmenden Seeablen mit den bunten schmetterlingsartigen Flügelstößen, da jagen Schwärmschiffe und Seebären nach dem Gepanzen und Rhinoceros des Weltmeeres, da lauern endlich Schwärmerwörmer, um sich in die Fetthaut des müßig umherdrübernden Dünnsichs einzubohren. Alles jagt und mordet; aber kein Kampfgebrüll, kein Schrei des Schmerzes, kein Jubelstöhnen des Siegers wird gehört. Die Schladten werden in unbemühter Stille geführt, die nur das Plätschern der gereißelten Wellen, das zuckende Anspringen der zum Tode Verwundeten unterbricht.

Und doch ist das Meer auch wiederum das Element eines zahllosen Thier- und Pflanzenlebens. Wo an den Felsklippen Epiphyten, an dem Vitorraland des Südpols seine züchte wech' Hebt, wohnen kein Menschlich sich verirrt, wohnen kein Eisbär jagen geht, da geißelt der riesenhafte Vereentang, da wimmelt es von Infusorien in meilenweiter Ausdehnung. 1) Da Meere breit fassen bis das ultramarineblau, grünlich-ländliche Meer grün, so das 80000 Menschen, und wenn sie von Anfang der Schöpfung gezücht hätten, nicht instände sein würden, diese Menge kleiner Thierchen zu zählen, denn bis 1400 Fuß reist sich Thier neben Thier, während es in anderen Buchten desselben Meeres gegen 10 Breitengrade weit von braunen Medusen wimmelt, von denen 110592 erst einen Kubitzfuß füllen. An der Nähe der Tejomündung ist ein 60 Millionen qm großer Strich von rothen Pflanzchen bedeckt,

die so klein sind, daß 40,000 Millionen erst 1 qm ausfüllen. An dem Erdbus, dem 14,000 Fuß hohen Vulkan des Südpolarlandes, leben 58 Pflanzengattungenarten; das Meer bei Ulloa an der peruanischen Küste fördert Infusorien chokoladenbraun, das von Kalifornien purpurroth, beim Kap Pilares bedeckt ein eiserer Raum von 5 1/2 Meilen Länge und 1 1/2 Meilen Breite. Mikroskopische Pflanzengellen, diese Urformen des Pflanzenlebens, färben das Nothe Meer und bilden bei Bahia Lange hecetonartige Bänke.

Als Kapitän Ross in das Nordpolarmeer sein Entkleid bis in eine Tiefe von 6000 Fuß hinabließ, fand er dort noch lebende Infusorien, deren es bis 12,000 Fuß Tiefe geben soll, wo sie also einen Druck von 50 Atmosphären auszuhalten haben. Dabei bedienen sie sich der Meeresströmungen, um vom Pol nach dem Aequator und wohl gar nach dem entgegengelegten Pol zu reisen, so daß der Wallfisch die Schnelligkeit der Lokomotive amenden muß, um den Medusen des Eismees nach dem Antillenmeere folgen zu können, da er ihnen der Nahrung wegen nachzieht. Wie seltsam, daß dieser Meeresstrome diesen kaum sichtbaren, belebten Schleimquallen nachjagt!

Wollen wir aber die Unermeßlichkeit der Schöpfung im Kleinen sehen, so müssen wir über die Ebenen des Festlandes wandern und auf die Berge steigen, welche das Urmor bedeckt, und welche zum Theil von den versteinerten Schalen der See- thiere und Seeplanzen gebildet sind. In Touraine in Frankreich befinden 9 En-Meilen Wergel aus Muschelkalken; Paris und viele Städte Frankreichs sind aus Grottkalk gebaut, vor denen jeder En-Zoll 58,000 Infusorien enthält; die Kreide der Insel Wight besteht zum dritten Theil, die der Champagne zum sechsten Theil, die von Weaben zum vierten Theil aus ihnen; ja manche Kreide hat in jedem Kubitzoll 1 Million Infusorien. Die Stadt Hof steht auf Gontantien-muschelgehäusen. Infusorienpflanzen des Urmeeres bilden neun Zehntel der Kieselerde, sind im Feuerstein enthalten, machen einen bedeutenden Theil des Kalksteins der Künigsberger Haide, des berliner Wobens aus und schäufen den Kalkschiefer der bei Wilim in Wöhlen 14 Fuß, in Virginia 29 Fuß dick ist, obgleich 140 Billionen dieser Infusorien in 2 Kubitzuß Schiefer enthalten sind. Freilich vermehren sich diese Geschöpfe auch so stark, daß ein einziges Exemplar sich an einem Tage bis zu 1 Million und in vier Tagen bis zu 140 Billionen vermehren kann. Auf der Insel Barbados steigt ein Infusorienberg 1100 Fuß empor, und auch das Faulhorn der Schweiz besteht aus Infusorien.

Stell ich hieran noch reisen die 100 Fuß langen Wallfischgärten, die 1000 Fd. schweren Schildkröten, die Wallroffe, Eckelste, Seebunde, von denen jährlich auf den Inseln des Südpolarmeeres allein über eine Million erlegt werden, die 15 Fuß breiten Albatrosse, die Millionen Seevögel, deren Dünger (Guano) ein Handelsartikel geworden ist, um die riesenhafte Verhältnisse der Meereserschöpfung augencheinlich zu machen? Oder soll ich den Leser daran erinnern, wie unendlich fein der Glitzerbau, die Muskeln und Nerven, die Ernährungs- und Fortpflanzungsorgane, die Blutgefäße jener Thierchen sein müssen, welche nur die Größe eines Stacheldornes oder einer Erbse haben? Wunderbar ist alles, wozu wir bilden; überwältigend der Eindrud der Lebensfülle! Wie groß muß der sein, der dies alles erdachte und erschuf!

Das Meer hat nicht nur seine Berge und Thäler, seine Höch- und Tiefebenen, seine Moorlager und Sandwüsten, seine Quellen und Ströme, sondern auch seine Urwälder mit ihren Schlingpflanzen, ihrer Farbenpracht und Thierwelt, mit Blumen- gärten und ungeheuren Prärien, auf denen die Herden der Pflanzensresser des Meeres weiden, es hat „seine Landthiere, die prachtvoller und feenhafter sind als irgend etwas auf Erden.“

Zwar gedeiht auf dem eben Meeresboden nur eine Pflanzenart, die Tange der Algengattung, aber diese Tange sind so mannichfaltig gestaltet, so prachtvoll gefärbt, in so reicher Anzahl und in so ungeheurer Länge vorhanden, daß sie instände sind, die Tiefen des Meeres zu märchenhaften Zauberbergen umzugestalten.

Die Tangarten reichen von moosartiger Kleinheit bis weit über die stolze Höhe der Kiefern, Mangelien und des Affenbrotbaumes, denn viele werden bis 700, ja bis 1500 Fuß lang. Während das prächtig goldrothe Korallenmoos und die

braune, spannlange Schotenbräule (ectocarpus) das liebliche Miniaturbild eines unendlich verzweigter Baumes sind, und das purpurrothe Stengelmoos Sclandis in ein goldbreites, bandförmiges Kappenblatt sich erweitert, sind andere gleich die Palmen mit wallenden Blattwedeln geschmückt. Und wie die Blätter und Zweige der Wälder des Festlandes sich wagen und schaukeln auf den elastischen Wellen der Luft, oder stöhnend und schügend mit dem Sturme ringen, so wiegen und schaukeln sich die flatterlangen Tangblätter auf den Meereswogen und ringen mit dem Ocean, der sie mit rauher Hand aus dem Boden reißt und treibt. Hier und da gelangt ihm dieß, und dann treibt er sie in meilenlangen, Hunderte von Fuß breiten Streifen gegen die Küsten, wo sie strandenden Schiffen zum Schutz dienen und manches Menschenleben retten.

Wie die Pflanzen der Erdoberfläche in ihren Arten wechseln, je nach dem Breitengrade oder der Höhe ihres Standortes, so wächst auch nicht jede Tangart überall, sondern hat ihren bestimmten Bezirk. Die Tange besten sich mit ihren finger- und krallenartigen Wurzeln an dem Felsenboden so fest an, daß sie, wenn stürmische Wogen an ihren oberen Theilen zerren und ziehen, Felsenstücke losreißen und wie Anker mit fortziehen. Im allgemeinen lieben sie die Nähe der Küste oder wenigstens festen Boden und reichen nur etwa bis 40 Faden in die Tiefe hinab. Solche Tange, welche in die Tiefe gehen, gleichen denen, welche in höheren Breitengraden gedeihen; außerdem wechseln die Arten, je nachdem sie im Hoch- oder Tiefwasser stehen. Man findet sie in jedem Meere; am reichhaltigsten werden sie in den Polarmeeren, besonders im südlischen. Von solchem Tang findet man große Flächen bedeckt, die endlosen Weiden gleichen. Die gewaltigste, der Sargassosee, befindet sich zwischen den Azoren und den Antillen, ist sechsmaal so groß wie Deutschland, jedoch Columbus 14 Tage brauchte, um über sie hinwegzueilen. Andere solche schwimmende Baum- inseln ziehen langsam durch die Nordsee, wo sie Bänke von 3-4 Meilen bilden. Im Kerguelen, eine Insel des Südpolarmeeres, hat sich ein Seetang von 90 Fuß Breite in einer Entfernung von 20 Fuß vom Lande gelegt, jedoch es den Schiffen fast unmöglich wird, aus Land zu gelangen.

Die Tange sind, einzeln betrachtet, Gewächse von selbstamer, äppigster Verzweigung. Sie bestehen aus Gallerte, welche von einem lederartigen Ueberzug bekleidet ist und entweder bald nach, folglich irregelmäßig zu beiden Seiten treibt, bald wirkliche Blätter an den Zweigen hat. Der Stamm ist dünn und geht aus, während die Pflanze selbst ins Endlose fortwächst. Der Wüchsentang ist strauchartig dästis, siet auf dem Boden fest, hat eine knorrenartige festigkeit und lebhaft rothe Farbe. Er liebt warme Meere. Bei Irland wächst das röhrlche Carragheen mit geblühten und gekrümmten Zweigblättern, welches bekanntlich als Arznei den Brustkranken empfohlen wird. Aus einer ähnlichen Art des Südlischen Meeres bauen die dortigen Seevögel die bekannten Schwabenzester. Der Nieren- oder Fiederlang der Nordsee ist handbreit, eine Line breit und flatterlang. Aus ihm bereitet man den Mannagüden. Der Ueberlang dagegen ist banmarig, flach braun oder olivengrün aus und wächst in kalten Meeren. Gegen 1000 Fuß wird der gabelig getheilte Valentang lang, an dessen Blattmittelpunkten sich kufschlagen befinden, die ihm das Schwimmen erleichtern. Der Vereentang enthält das langzeitförmige Blätter, dazwischen fagelig gestaltete Blafen. Die meisten größeren Tange haben, wie die Palmen, eine Blätterkrone, so am Zweigende einen Abdel lang herabhängender Büschel, der bald peitschen- oder schürmenförmig ist, bald blätterförmig mit langen lappentartigen Fortreibungen, bald nicht auf dem sechslartigen Stiel ein breiter riemenförmiger Kappen oder der birnenförmige Kolben trägt eine Krone klaffender Blätter.

Durch ihre Größe zeichnen sich zwei Arten des südlischen Polarmees aus. Der erst 1000 Fuß lange Valentang (macrostis pyrifera) gedeiht da, wo das Wasser dem Gelfiermpunkt nahe liegt, hat eine olivengrüne oder rufinofärbte oder lebhaft violette Farbe und wird in losgeriffenen Strahlen bis 45 Faden nördlicher Breite hinaufgetragen. Sein Stau ist lang und vielgestaltig. Der Wandtang (lamina radiata) wächst südlich vom Kap der guten Hoffnung, das feingestret Laub. An den Felsandsteinen findet man außerdem auch die lessonia, die einem Apfelbaum gleich, einen 5 bis 10 Fuß langen aufrechtstehenden Stamm von 6 Zoll Dicke gabelartige Zweige, grasartige Blätter und Brüche hat. Sie flammert

